

Bühler · Willer (Hg.)
Futurologien

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben von

Sigrid Weigel und Karlheinz Barck (†)

Benjamin Bühler · Stefan Willer (Hg.)

Futurologien

Ordnungen des Zukunftswissens

Wilhelm Fink

Die dieser Publikation zugrunde liegenden Workshops und die Drucklegung dieses Bandes wurden vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Herausgebern.

Umschlagabbildung:

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch für das gesamte geistige Leben der Gegenwart 14 (1863), S. 436
(hier nach Art. „Augur“, in: Wikipedia)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2016 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5901-5

Manifest

Das sogenannte *Manifeste de Brunswick* vom 25. Juli 1792, unterzeichnet vom Herzog von Braunschweig Karl Wilhelm, sollte der Französischen Revolution Einhalt gebieten. Es forderte die umgehende Kapitulation der Pariser Bevölkerung und drohte ihr im Fall der Nichtbefolgung mit beispielloser Rache. Allerdings erzielte es den gegenteiligen Effekt, die Revolutionäre stürmten kurz darauf den *Palais des Tuileries* und nahmen den König gefangen. Am 21. September 1792 wurde die Republik ausgerufen. Auch die Revolutionäre veröffentlichten Manifeste. Der Priester Jacques Roux zum Beispiel, Anführer einer Splittergruppe der Sansculottes, beklagte in seinem dem Nationalkonvent präsentierten *Manifeste des Enragés* vom 25. Juni 1793, dass die Gleichheit ein leerer Wahn sei, solange weiterhin Ausbeutung herrsche, weshalb er eine Umsetzung der revolutionären Prinzipien einforderte. Auch für den ehemaligen Landvermesser François Noël Babeuf war die Revolution noch nicht zu Ende, solange das Wohl des Volkes nicht gesichert war, weshalb er in seinem *Manifeste des Plébiéens* (30. November 1797) die Aufhebung sämtlichen privaten Eigentums proklamierte.

In der Frühphase der Französischen Revolution zeigt sich damit eine Zäsur in der historischen Betrachtung von politischen Texten, die sich als Manifeste ausweisen: Die Vergangenheitsorientierung wird zum Anachronismus; erst durch die Ausrichtung auf Zukunft wird das Manifest zu einem zentralen Instrument politischer Kommunikation. Seit der Französischen Revolution wird in Manifesten Zukunft angekündigt und rhetorisch hergestellt. Das Manifest soll eine Mobilisierung hervorrufen, die das formulierte Programm realisiert. Dabei muss diese Zukunftsvorstellung nicht ausführlich entwickelt werden, häufig reicht es aus, sie anzudeuten und anzukündigen. Damit unterscheiden sich Manifeste von Utopien: Während die Utopie eine möglichst umfassende Fiktion einer zukünftigen Gesellschaftsform als Regulativ gegenwärtigen Handelns entwirft, begnügt sich das Manifest mit einer andeutenden Rhetorik des Futurischen und mit indexikalischen Zeichen, die das Neuartige, wenn auch nicht unbedingt Spezifizierte der Zukunft in der Gegenwart verankern. Diese Kopplung zwischen verheißener Zukunft und gegenwärtigem Handeln zeigt sich auch in der Etymologie: Der Ausdruck Manifest stammt vom lateinischen Verb *manifestare* ‚offenlegen‘, der Wortstamm verweist aber auch auf das Wort *manus*, ‚die Hand‘, so dass die Bedeutung ‚handgreiflich machen‘ mitschwingt.

Im Folgenden soll nicht versucht werden, die Gattungsform zu definieren oder eine Typologie der Manifeste zu entwerfen.¹ Stattdessen geht der erste Teil des

¹ Vgl. dazu z.B.: Joachim Schultz: *Literarische Manifeste der „Belle Epoque“*, Frankreich 1886-1909, Frankfurt a.M., u.a.: Lang 1981, S. 13-20 und 31-36; Friedrich Wilhelm Malsch: *Künstlermani-*

Beitrags auf einige historische Stationen der Geschichte des Manifests ein,² worauf die folgenden beiden Abschnitte sich zwei konkreten Manifesten widmen: Karl Marx' und Friedrich Engels' *Manifest der Kommunistischen Partei* (1848) und Bruno Latours *An Attempt at a Compositionist Manifesto* (2010).

Das Manifest in Politik, Kunst und Wissenschaft

Im 16. und 17. Jahrhundert ist das Manifest eine politische Gattung. Es verkündet herrschaftliche Erlasse und Gesetze, kann aber auch der Veröffentlichung eines Protests dienen.³ Nach Malsch ist das Manifest daher ein Medium der politischen Kommunikation, dessen „prinzipielle funktionale Neutralität“ an der jeweiligen zusätzlichen Spezifizierung im Titel erkennbar sei, z.B. „Manifeste ou déclaration“ oder „Manifeste ou protestation“.⁴ Im Verlauf der Französischen Revolution verliert es allerdings seine Funktion, als legislativer Akt der Monarchie zu dienen, und wird zur Stimme einer Minorität und damit zur „Domäne revolutionärer politischer Bewegungen.“⁵ Dieser Einsatz des Manifests ist nicht zuletzt Folge des historischen Bewusstseinswandels, dem zufolge die Zukunft nicht vorgegeben ist, also nicht einfach auf den Menschen zukommt, sondern durch menschliche Handlungen überhaupt erst hergestellt wird. Reinhart Koselleck ruft für diesen von ihm beschriebenen „temporale[n] Strukturwandel“ unter anderem Maximilien Robespierre als Zeugen auf, der in seiner Rede zur Revolutionsverfassung am 10. Mai 1793 ausführte: „Der Fortschritt der menschlichen Vernunft hat diese große Revo-

feste. Studien zu einem Aspekt moderner Kunst am Beispiel des italienischen Futurismus, Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaft 1997, S. 38-43; Johanna Klatt/Robert Lorenz: „Politische Manifeste. Randnotizen der Geschichte oder Wegbereiter sozialen Wandels“, in: dies. (Hg.): *Manifeste. Geschichte und Gegenwart des politischen Appells*, Bielefeld: transcript 2011, S. 7-45, hier v.a. S. 8-23.

2 Zur Geschichte des Manifests liegen eine Reihe von Anthologien vor, exemplarisch seien genannt: Karl Heinrich Peter (Hg.): *Proklamationen und Manifeste zur Weltgeschichte*, Stuttgart: Cotta 1964; Wolfgang Asholt/Walter Fähnders (Hg.): *Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde (1909-1938)*, Stuttgart: Metzler 1995; Mary Ann Caws (Hg.): *Manifesto. A Century of Isms*, Lincoln: University of Nebraska Press 2001.

3 Noch in *Meyers Großem Konversationslexikon* aus dem Jahr 1909 wird der Ausdruck als „Bekanntmachung in feierlicher Form“ verstanden: Gemeint sei damit insbesondere eine „öffentliche Erklärung einer Staatsregierung zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise, wie sie namentlich bei Eröffnung eines Krieges erlassen zu werden pflegt (Kriegsmanifest); wird auch auf andre [sic] öffentliche Kundgebungen angewendet, wie man z.B. von einem Wahlmanifest, das eine politische Partei erläßt, spricht“. Artikel „Manifest“, in: *Meyers Großes Konversationslexikon*. Bd. 13: *Lyrik bis Mitterwurzer*, Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut 1909, S. 225. Zur Wortgeschichte vgl. auch Malsch: *Künstlermanifeste* (Anm. 1), S. 32f.; Schultz: *Literarische Manifeste der „Belle Epoque“* (Anm. 1), S. 20-23.

4 Malsch: *Künstlermanifeste* (Anm. 1), S. 32 und 34.

5 Ebd., S. 67.

lution vorbereitet, und gerade Ihr seid es, denen die besondere Pflicht auferlegt ist, sie zu beschleunigen.“⁶

Die zeitliche Differenz Gegenwart/Zukunft stellt damit das zentrale Organisationsmerkmal der Manifeste seit der Französischen Revolution dar. Sie inszenieren sich als Medien der Unterbrechung und Neuausrichtung des Geschichtsverlaufs. Daher sind Manifeste nicht einfach Symptome oder Illustrationen sozialer Formationen, sondern, wie Martin Puchner ausführt: „manifestos need to be recognized [...] as moments of actual or attempted intervention“.⁷ Ganz in diesem Sinn untersucht Laura Winkiel Manifeste als eine moderne Form par excellence, „poised as it is between action and theory, politics and aesthetics, and the new and the old [...]“. In this reading, the manifesto is a formative, not merely reflective, genre in imaging and shaping the future.“⁸ In diesem Zukunftsbezug treffen sich – bei allen Unterschieden – politische, literarische und künstlerische Manifeste. Mit Intervention ist jedoch nicht unbedingt der direkte Eingriff in konkrete Auseinandersetzungen gemeint. Denn im Verlauf des 19. Jahrhunderts findet eine zunehmende Entkopplung des Manifests von konkreten, datierten und lokalisierten Ereignissen und Auseinandersetzungen statt. Die mit dem Manifest aufgerufenen Interventionen verlagern sich dafür auf die sprachliche Ebene, wie insbesondere das *Manifest der Kommunistischen Partei* zeigt, das sich „autonom von konkreten Ereignissen macht“ und dem damit „utopische Qualitäten“ zuwachsen – bei aller betonten Distanz von Marx und Engels zum utopischen Denken.⁹

Allerdings gibt es auch weiterhin Manifeste, die sich als Beiträge in aktuelle Debatten verstehen, wie zum Beispiel Theodor Herzls Manifest *Der Judenstaat* (1896), mit dem er die zionistische Bewegung formieren und voranbringen wollte. Herzl reflektiert in seinem Text auch den Zukunftsbezug des Manifests. Resolut grenzt er seinen Text vom Genre der Utopie ab, namentlich von Theodor Hertzkas Roman *Freiland – ein soziales Zukunftsbild* (1890). Hertzka habe nämlich eine komplizierte Maschine mit vielen Rädern und Zähnen entworfen, die aber lebensfern bleibe. Sein eigenes Manifest adressiere dagegen eine in der Wirklichkeit vorkommende Triebkraft. Die Zähne und Räder der zu bauenden Maschine deute er nur an, unter Hinweis auf seine Unzulänglichkeit und im Vertrauen darauf, dass es bessere ausführende Mechaniker geben werde.¹⁰ Dieses *understatement* ist aber nur Teil des rhetorischen Arrangements. Herzl zielte mit seiner Schrift auf die Überzeugung der Juden, um die zionistische Bewegung in Gang zu bringen. Allerdings

6 Zit. nach Reinhart Koselleck: „Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit“, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 17-37, hier S. 21.

7 Martin Puchner: *Poetry of the Revolution. Marx, Manifestos, and the Avant-Gardes*, Princeton u.a.: Princeton University Press 2006, S. 2.

8 Laura Winkiel: *Modernism, Race, and Manifestos*, Cambridge: Cambridge University Press 2008, S. 2.

9 Malsch: *Künstlermanifeste* (Anm. 1), S. 75.

10 Theodor Herzl: „Der Judenstaat“, in: ders.: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“. *Altneuland/Der Judenstaat*, hg. von Julius Schoeps, Kronberg/Ts. 1978, S. 195-250, hier S. 197.

verfasste er einige Jahre später in seinem Roman *Altneuland* (1902) dann doch die explizite Utopie eines Staates Israel und musste sich den Vorwurf, den er Hertzka gemacht hatte, selbst gefallen lassen. So warf ihm der Schriftsteller Israel Zangwill vor, mit seiner Publikation die politische Bewegung und auch seine Position als Führer dieser Bewegung geschwächt zu haben.¹¹

Für die Umsetzung der Theorie in die Praxis scheint das Manifest demnach geeigneter zu sein als die Utopie. Denn im Gegensatz zum ausbuchstabierten Zukunftsentwurf macht das Manifest keine ausführlichen Aussagen über die Beschaffenheit der herbeigesehnten zukünftigen Situation. Seine mobilisierende Kraft bezieht es aus einer nur angedeuteten Zukunft und einer aggressiven Rhetorik. Häufig findet sich dabei eine Reflexion des Genres Manifest im Manifest selbst, wie seine Verwendung in den künstlerischen Avantgarde-Bewegungen zeigt, die das Manifest „für sich entdeckt, entwickelt, propagiert“ und mit dem sie „bis zur Selbstenegation des Genres experimentiert“¹² haben. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren Manifeste die medialen Formen schlechthin für die Initiierung diverser „ismen“:¹³ Der italienische Futurismus setzte mit der Veröffentlichung von Filippo Tommaso Marinettis *Manifeste du Futurisme* (1909) im *Figaro* ein, der französische Surrealismus mit André Bretons *Manifeste du Surréalisme* (1924). Dabei war das Manifest nicht nur ein Instrument zur Darstellung und Verbreitung von Programmen und zum Initiieren neuer Kunstrichtungen, sondern wurde auch in seinem Status als genuin avantgardistische Form thematisiert. Dies gilt insbesondere für dadaistische Manifeste. So setzt Tristan Tzaras *Manifest Dada 1918* mit einer Pseudo-Definition des Manifests ein: „Um ein Manifest zu lanzieren, muß man das ABC wollen, gegen 1, 2, 3 wettern. Sich abmühen und die Flügel spitzen, um kleine und große ABCs zu erobern und zu verbreiten.“¹⁴ Tzara schreibt ein Manifest, obwohl er dezidiert nichts will. Er behauptet, aus Prinzip gegen Manifeste zu sein – wie auch gegen Prinzipien.¹⁵ Tzara demontiert den Anspruch von Manifesten, Programme zu entwickeln, Ziele zu definieren und zu fordern, indem er diesen Anspruch ad absurdum führt. Zugleich formuliert er mit seinen Ausführungen zum Manifest das Programm des Dadaismus, zumal er ebenso schreibt: „Dada bedeutet nichts.“¹⁶ Im Genre des Manifests liefert Tzara eine dadaistische Definition des

11 Julius H. Schoeps: „Einleitung“, in: ebd., S. 1-12, hier S. 9.

12 Walter Fähnders: „Vielleicht ein Manifest. Zur Entwicklung des avantgardistischen Manifests“, in: Wolfgang Asholt/Walter Fähnders (Hg.): „*Die ganze Welt ist eine Manifestation*“. *Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997, S. 18-38, hier S. 18.

13 Wolfgang Asholt/Walter Fähnders: „Einleitung“, in: dies. (Hg.): *Manifeste und Proklamationen* (Anm. 2), S. XV-XXX, hier S. XV.

14 Tristan Tzara: „Manifest Dada 1918“, in: Wolfgang Asholt/Walter Fähnders (Hg.): *Manifeste und Proklamationen* (Anm. 3), S. 149-155, hier S. 149. Zum Folgenden vgl. Alfons Backes-Haase: „Wir wollen triezen, stänkern, bluffen ...“. Dada-Manifestatismus zwischen Zürich und Berlin“, in: Wolfgang Asholt/Walter Fähnders (Hg.): „*Die ganze Welt ist eine Manifestation*“ (Anm. 12) S. 256-274

15 Tzara: „Manifest Dada 1918“ (Anm. 14), S. 150.

16 Ebd.

Manifests, das diese Definition zugleich performativ umsetzt. Bekanntlich geht es hierbei nicht um die pure Negation, sondern um die Stiftung eines Neuanfangs, nämlich die Herstellung einer „qualitativ neuen Verbindung von Kunst und Leben“.¹⁷

Das Manifest ist mit dem Ende der Avantgarde noch lange nicht ans Ende gekommen. Bis heute positionieren sich neue Kunstrichtungen in Gestalt eines Manifests: Das *Oberhausener Manifest* (1962) wollte eine Wende im deutschen Film einleiten, das *Puzzy Power Manifesto* (1998) entwickelte Richtlinien für „frauenfreundliche“ Pornofilme, das *Comic Manifest* (2013) forderte die Anerkennung des Comics als Kunstform und die Schaffung eines Comic-Instituts. Und schließlich hat das Manifest nach der Politik und Kunst ein bisher von der Forschung eher vernachlässigtes Terrain erobert: die Naturwissenschaften.¹⁸

Vor allem im Schnittbereich von Wissenschaft und Politik hat das Manifest seinen Ort gefunden. Im Jahr 1957 verfassten 18 Physiker, darunter Otto Hahn und Werner Heisenberg, das *Göttinger Manifest*, in dem sie ihre Sorge angesichts der geplanten atomaren Bewaffnung der Bundeswehr äußerten und für die friedliche Verwendung der Atomenergie eintraten. Bewegt sich das *Göttinger Manifest* am Übergangsfeld von Atomphysik und Politik, rückt mit der gegen Ende der 1960er Jahren einsetzenden Aufmerksamkeit für Fragen der Bevölkerungsvermehrung und Umweltverschmutzung die Ökologie in den Mittelpunkt. So verfasste die Gruppe Ökologie, zu der u.a. Bernhard Grzimek, Horst Stern und Konrad Lorenz gehörten, im Jahr 1973 das *Ökologische Manifest*, in dem sie vor unkontrolliertem Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum warnten und ein politisches Umdenken forderten. Die Verfasser sahen für die Menschheit nur dann eine „Möglichkeit friedlichen und geordneten Weiterlebens, wenn das derzeitige Wachstum der Weltbevölkerung rasch eingedämmt“ werde.¹⁹

Das Manifest *Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung* (2004) zielt dagegen auf die Durchsetzung eines bestimmten Forschungsprogramms. Nach einer Darstellung des aktuellen Forschungsstandes widmet sich der Text vor allem der Zukunft des Faches, wobei sich die Verfasser nicht vor gewagten Prognosen scheuen: Es werde sich eine theoretische Neurobiologie durchsetzen, die wie die theoretische Physik große Eigenständigkeit besitzen werde, Neuroprothesen würden perfektioniert, wahrscheinlich habe man in zehn Jahren eine künstliche Netzhaut entwickelt, die sich nach den Prinzipien des Nervensystems organisiere. Solche Vorhersagen verbergen aber nicht den appellativen Charakter des Manifests. Denn zwar übt es sich in Bescheidenheit, wenn die Verfasser formulieren, man wisse noch so wenig und es werde auch nicht zu einem „Triumph des neuronalen Reduktionismus“ kommen. Aber keineswegs geht es um bloße In-

17 Backes-Haase: „Wir wollen triezen, stänkern, bluffen ...“ (Anm. 14), S. 256.

18 Vgl. z.B. Stefan Rieger: „Manifest. Zur Logik einer Erzählform“, in: *Nach Feierabend 2014. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte* 10, Zürich, Berlin: Diaphanes 2014, S. 133-152.

19 „Ökologisches Manifest 1973“, in: *Blätter für Natur und Umweltschutz* 3 (1973), S. 78-79, hier S. 78.

formation über die bestehenden und kommenden Forschungen, sondern um die Legitimation, beliebig, d.h. auch an nicht narkotisierten Tieren, forschen zu können, und um den Anspruch, dass die „Neurowissenschaft der nächsten Jahrzehnte“ auch finanziert werde.²⁰

Insofern wird das Manifest auch weiterhin eine Gattungsform bereitstellen, die es erlaubt, Interessen und Vorhaben prägnant zu formulieren sowie direkt und gezielt in gegenwärtiges Geschehen einzugreifen. Beredtes Zeugnis dieser Gattungslogik liefert das wohl berühmteste Manifest der Moderne, das von Karl Marx und Friedrich Engels verfasste *Manifest der Kommunistischen Partei* aus dem Jahr 1848.

Das „Manifest der Kommunistischen Partei“

In seiner Analyse des französischen Staatsstreichs durch Louis Napoléon im Jahr 1851 formuliert Marx deutlich, was er von sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts erwartet. Die bisherigen Revolutionen hätten sich stets an der Vergangenheit orientiert, Martin Luther habe sich als Apostel Paulus maskiert, die Revolution 1789-1814 drapierte sich seiner Meinung nach abwechselnd als römische Republik und römisches Kaisertum und die Revolution 1848 habe die revolutionäre Überlieferung von 1793-1795 parodiert.²¹ Daher gelte: „Die soziale Revolution des neunzehnten Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft.“²² Aus genau solch einem Zukunftsbezug gründet sich denn auch das Programm einer proletarischen Revolution, das Marx gemeinsam mit Friedrich Engels am wirkmächtigsten im *Manifest der Kommunistischen Partei* formulierte.²³ Die „Poesie“, von der Marx hier spricht, findet ihre Erfüllung im Genre des Manifests,²⁴ das seine Autorität aus einer verheißenen Zukunft gewinnt.

20 Beide Zitate: „Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung“, in: *Gehirn & Geist* 6 (2004), S. 30-37, hier S. 37.

21 Karl Marx: *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte* (1852), Berlin: Dietz 1988, S. 19.

22 Ebd., S. 22. In diesem Zitat liegt der Einsatzpunkt von Puchners Studie *Poetry of the Revolution* (Anm. 7), auf die ich mich hier auch beziehe.

23 Der Titel *Manifest der Kommunistischen Partei* findet sich in den ersten Ausgaben von 1848 und 1856, den kürzeren Titel *Das Kommunistische Manifest* verwendete Marx erstmals in der zweiten deutschen Ausgabe (1872). Die Änderung des Titels hat seinen Grund auch in den veränderten Verhältnissen der kommunistischen Epoche, wie Theo Stammen schreibt: „Denn nach der gescheiterten Revolution von 1848 löste sich der Bund der Kommunisten auf, während die 1864 gegründete Internationale Arbeiterassoziation keine Partei war. Theo Stammen: „Zur Text- und Wortgeschichte des ‚Manifests‘“, in: Karl Marx: *Manifest der Kommunistischen Partei*, hg., eingel. und komm. von Theo Stammen in Zusammenarbeit mit Ludwig Reichart, München: Fink 1978, S. 10-23, hier S. 12.

24 Die Bedeutung des Genres zeigt sich auch an der Diskussion um die Titelbezeichnung: Der Kongress hatte Marx beauftragt, ein „einfaches kommunistisches Glaubensbekenntnis“ auszuarbeiten, Marx betitelte dann die Zweitfassung seines Textes mit Grundsätze des Kommunismus, dagegen schlug Engels den endgültigen Titel Kommunistisches Manifest vor. Thomas Kuczynski: „Editionsbericht“, in: Karl Marx/Friedrich Engels: *Das Kommunistische Manifest (Manifest der Kommu-*

In Marx' und Engels' Text konvergieren das Genre des Manifests, die Theorie der Revolution und die Poetik der Zukunft, um futurologische Sprechakte, rhetorische Figuren, die Frage nach Zukunftswissen und die Aufforderung zum Zukunftshandeln miteinander zu verbinden. Dabei löst das Manifest eine paradoxe Aufgabe: Einerseits weisen die Verfasser nämlich auf, dass sich die Geschichte als revolutionärer Prozess geradezu naturgesetzlich vollzieht, auf der anderen Seite weisen sie ihrem Text den Status eines Akteurs zu, der diese Revolution initiiert und vorantreibt. Dieses Paradox wiederholt sich in der Sprecherposition: Einerseits verkündigen sie eine kommende Revolution, andererseits blicken sie von einem zukünftigen Ort aus zurück auf die Geschichte der Revolution. Durch die Unterscheidung von Proletariern und Kommunisten überbrücken die Verfasser dieses Paradox:

Die Kommunisten unterscheiden sich von den übrigen proletarischen Parteien nur dadurch, daß einerseits sie in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen, andererseits dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung vertreten.

Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus.²⁵

Die Kommunisten vertreten demnach die Interessen einer „Gesamtbewegung“, die noch gar nicht existiert, zumal das Manifest mit der berühmten Formulierung „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ endet. Weiterhin beanspruchen sie, der treibende Teil der proletarischen Verbände zu sein und Einsicht in den Verlauf und die Resultate der Revolution zu haben. Die Kommunisten sind demnach zwar ein partikularer Verbund innerhalb der Gesamtbewegung „Proletarier“, werden in dem Manifest aber als ein politisches Kollektiv-Subjekt inszeniert, das die Revolution hervorbringt und zugleich auf deren Ergebnisse zurückblickt. Die Organisation der Sozialordnung folgt damit der rhetorischen Logik einer ins Zukünftige gewendeten Metonymie, in der ein Teil, die Kommunisten, im mehrfachen Sinn auf das Ganze verweist: Er stellt das Ganze her, organisiert und repräsentiert es und blickt von einem zukünftigen Standpunkt auf es zurück.

Die Konstruktion eines handelnden Kollektiv-Subjekts und zurückblickenden und resümierenden Beobachters verbindet Zukunftshandeln mit Zukunftswissen, denn der Text suggeriert, dass das Handeln *unvermeidlich* die gewünschte Zukunft herbeiführt und dass das Wissen um diese Zukunft *gesichertes* Wissen ist. Das kommunistische Kollektiv-Subjekt kann demnach revolutionäres Handeln mit Bestimmtheit einfordern, weil es den Ausgang der Revolution bereits kennt. Indem die Wirkung der Revolution diese Revolution im Vorfeld legitimiert, folgt die Ar-

nistischen Partei). Von der Erstausgabe zur Leseausgabe. Mit einem Editionsbericht von Thomas Kuczynski, Trier: Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 1995, S. 27-230, hier S. 36.

25 Marx: „Manifest der kommunistischen Partei“, in: ders.: *Manifest* (Anm. 23), S. 70-99, hier S. 81.

gumentation der zeitlichen Logik der Metalepse. Das Nachfolgende erscheint als Bedingung des Vorhergehenden, welches wiederum Grund des Nachfolgenden ist.

Das Genre Manifest setzt damit, zumindest auf der sprachlichen Ebene, eine nur skizzierte Zukunft in aktuelles politisches Handeln um. Denn wenn es wirken will, muss das „Sich-Einbringen“ in die außertextliche politische Lage, wie Louis Althusser im Anschluss an Antonio Gramsci schreibt, „innerhalb des Textes, der es vollzieht, seine Darstellung“ finden.²⁶ Dabei muss das Manifest nicht sofort seine im Text selbst dargestellte Wirkung entfalten wollen, es kann von vornherein eine verzögerte Realisierung annehmen. In diesem Sinn legt das *Manifest der Kommunistischen Partei* den Zeitpunkt der Revolution nicht fest, denn nach Marx und Engels hat die bourgeoise Epoche eine fortwährende Revolution in Gang gebracht: Die Bourgeoisie könne nicht existieren, ohne die Produktionsverhältnisse, „also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren.“²⁷ Diese Klasse bringt nach Marx und Engels eine neue „revolutionäre Klasse“ hervor, nämlich die Klasse des Proletariats, die „die Zukunft in ihren Händen“ trägt.²⁸ So konstruiert das Manifest den Mythos eines natürlichen Geschichtsverlaufs, lässt aber offen, wie groß der Zeitraum zwischen dem „Vorabend“ oder dem „Vorspiel“ der Revolution²⁹ und der tatsächlich stattfindenden proletarischen Revolution ist. Indem der Dauerzustand einer Übergangszeit erzeugt wird, kann das Manifest und mit ihm die Kommunistische Partei, als dessen Sprachrohr es erscheint, ebenfalls dauerhaft seine Autorität aufrechterhalten.

Dekonstruierte Zeitlichkeit

Das *Manifest der Kommunistischen Partei* konstruiert somit den Prozess, den es als natürlich zu offenbaren und zu initiieren behauptet. Diesen spezifischen Zukunftsbezug hat Jacques Derrida schon an der ersten Seite des *Manifests* festgemacht: Es beschreibe nicht die Zukunft, d.h. das Erscheinen der kommunistischen Internationalen, mit der das „Gespenst“ des Kommunismus sein Ende finde, sondern diese Zukunft „wird in einem performativen Modus verkündet, versprochen, verheißen.“ Aus der Tatsache, dass die Angst vor dem kommunistischen Gespenst existiere, leite Marx eine Diagnose und eine Prognose ab. Die Prognose bestehe nicht nur darin, etwas vorherzusehen, sondern darin, die zukünftige Ankunft eines Manifests der kommunistischen Partei herbeizurufen, das dann in Form des Appells das Märchen vom Gespenst verwandeln werde: zwar noch nicht in eine reale kommunistische Gesellschaft, aber in jene Form des realen Ereignisses, „welches ein

26 Louis Althusser: „Die Einsamkeit Machiavellis“ (1977), in: ders.: *Machiavelli – Montesquieu – Rousseau. Zur politischen Philosophie der Neuzeit*, Hamburg: Argument 1987, S. 11-29, hier S. 27.

27 Marx: „Manifest der Kommunistischen Partei“ (Anm. 23), S. 73.

28 Ebd., S. 79.

29 Ebd., S. 98.

Manifest der Kommunistischen Partei darstellt.³⁰ Denn in der Selbst-Manifestation des Manifests bestehe das Wesen des Manifests, das sagt: „Es ist Zeit.“³¹

Ebenfalls an der Zeitlichkeit des *Manifests der Kommunistischen Partei* setzt Bruno Latour an, und zwar selbst im Medium des Manifests – allerdings explizit nur als Versuch, als erster Anlauf, unter dem Titel *An Attempt at a „Compositionist Manifesto“*. Nach Latour ist die Zeit der Manifeste vorüber, denn: „this huge warlike narrative was predicated on the idea that the flow of time had one – and only one – inevitable and irreversible direction.“³² Das moderne Manifest, gemäß dem eine Armee der Erneuerer einer langsameren und schwerfälligen Masse voranschreite, folge somit dem ebenfalls eindimensionalen Narrativ des Fortschritts. Genau diese Idee eines unilateralen und irreversiblen Zeitflusses, der die Möglichkeit der Vorhersage künftiger Ereignisse fundiere, ist aber nach Latour verschwunden, wie die Debatte um den Klimawandel zeige: Auf dem Kopenhagener Klimagipfel 2009 hätten sich die Verantwortlichen gegenseitig blockiert, weil die für politischen Entscheidungen notwendigen *gewissen* Zukunftsaussagen gefehlt hätten und man den Umgang mit Ungewissheiten nicht beherrsche.

So geht es Latour in seinem Manifest auch nicht darum, ein Programm zu entwerfen, sondern ein neues Verhältnis zur Zukunft zu entwickeln. Das von ihm in Aussicht gestellte Manifest soll eine radikale Transformation der Definition von Fortschritt explizit machen. Das heißt, dass Fortschritt nicht als Schlachtruf einer Avantgarde zu verstehen sei, sondern als Warnung, dass man aufhören müsse, in derselben Weise wie bisher in die Zukunft zu gehen. Vor dem Hintergrund des Klimawandels und der Ausbeutung des gesamten Planeten fordert Latour dagegen eine zögernde, vorsichtige und sorgsame Bewegung in die Zukunft. Hier sieht er auch einen der fundamentalen Unterschiede zum *Manifest der Kommunistischen Partei*: Zwar knüpften beide Manifeste am *oikos* an, doch während Marx und Engels ein absolutes Vertrauen in die Ökonomie als Wissenschaft gehabt hätten, müsse heute die Ökologie zur Leitwissenschaft werden.

Sowohl das Modell eines blinden Fortschritts als auch die resignative Absage jeglicher Innovation im Sinn der Haltung einer „future of no future“ sind dem eindimensionalen Zeitstrahl verpflichtet. Latour ersetzt dagegen die eine Zukunft, *the future*, durch viele Zukunfts-Aussichten, *many prospects*.³³ Denn die Zukunft ist nicht vorhersehbar, dafür aber können Möglichkeiten zusammengestellt werden: „It is time to compose – in all the meanings of the word, including to compose with, that is to compromise, to care, to move slowly, with caution and precaution.“³⁴ Eine Zusammensetzung von Dingen, bei der ihre Heterogenität gewahrt bleibt, versteht Latour als *compositionism*. Mit diesem Ausdruck assoziiert er außer dem

30 Jacques Derrida: *Marx' Gespenster. Der Staat, die Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, übers. von Susanne Lüdemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S. 144f.

31 Ebd., S. 145.

32 Bruno Latour: „An Attempt at a ‚Compositionist Manifesto““, In: *New Literary History* 41 (2010), S. 471-490, hier S. 472.

33 Ebd., S. 486.

34 Ebd., S. 487.

Kompromiss auch die Gelassenheit (*composure*) und nicht zuletzt den Geruch von Kompost (*compost*).

Latour betont, dass man diesen ‚Kompositionismus‘ auch als Konstruktivismus bezeichnen könne und argumentiert durchweg mit der Unterscheidung ‚gut konstruiert‘ vs. ‚schlecht konstruiert‘ (bzw. komponiert). Diese Unterscheidung ist auf das Genre des Manifests zurück zu beziehen: Denn das Manifest *verkündet* nicht die Zukunft als solche, sondern *komponiert* eine mögliche *Zukunftsansicht*, deren Qualität verhandelt werden müsse. Latours eigene Zukunfts-Komposition möchte an das 16. Jahrhundert erinnern, als die Trennung von Geist und Natur noch nicht vollzogen gewesen sei. Mit diesem Rückbezug unterläuft Latour die Idee eines eindimensionalen Zeitstrahls und weist den Prozess, mit dem diese mögliche Zukunft zu erreichen wäre, nicht mehr als natürlichen und unvermeidlichen aus, sondern als einen kontingenten und disputablen.

Nicht nur bei Marx, Engels und Latour erweist sich das Manifest als eine Gattungsform, die einen radikalen Umbruch und Neuanfang ausruft, ohne dass ihr Programm sofort umgesetzt werden müsste. Indem das Manifest seine Realisierung als Möglichkeit ausweist, aber nicht datiert, bietet es ein Reservoir an Aktualisierungsmöglichkeiten, auf die zu einem beliebigen Zeitpunkt zurückgegriffen werden kann. Das Manifest kündigt somit nicht einfach eine durch bestimmte Aktionen zu erreichende Zukunft an, es konstituiert eine ganz eigene Zeitlichkeit, nämlich eine beständig aufgeschobene Zukunft.